

DER ERZÄHLER

Mittwoch, den 27. April 1932

Nummer 21

Beilage zum Altenauer Kreisblatt zugleich Neuenrauer Zeitung

Die Beförderung.

Ein Wiener Gedächtnis von E. Frost

Es war in der goldenen Vorkriegszeit, in Wien, an einem schönen, leuchtenden Frühlingstage. Vor dem Rudolfs-theater am Hofburgplatz standen im warmen Sonnenschein dicht beim Bühnenaussgang drei Herren: Hofrat Dr. Hebenberg, der allmächtige Theaterdirektor, Ferdinand Paulitschke, der in ganz Wien stets nur „der feine Herr“ genannte, allgemein beliebte Operettenkomponist, und der rundliche, lebhaft gelaunte Fräulein, von dem die schmeichlerischen, allgemein beliebten Operettenkomponisten, so manchen berühmten, vielgespielten Operetten stammten. Soeben hatte die erste Probe zu dem neuen, von Paulitschke und Fräulein verfassten Singpiel „Wahlgeliebte“ stattgefunden, dessen Hauptrolle der unter großen Opfern als Gast aus Rudolfs-theater verpflichtete weltbekannte Tenor Carlo Reimar verkörperte. Dieser, das vergötterte Ideal aller Frauenherzen zwischen Budapest und New York und von Tokio bis Stockholm, hatte sich denn auch mit der für seine Verhältnisse außerordentlich geringen Vergütung, von anderthalb Stunden auf der Probe eingehenden, hatte gespielt, getanzt und gelungen und war gerade in seiner hochgelegenen Equipage fortgefahren.

„Hm — hm!“ seufzte Direktor Hebenberg. Der feine Herr wiegte sich spielerisch auf den Spitzen seiner spiegelnden schwarzen Stiefel und sagte gedehnt: „Ja, mei — — —“ „Gut! Fräulein aber warde energisch den Kopf und erklärte: „Wahlgeliebte, lieber Direktor, das geht einfach net!“ Dr. Hebenberg lachte bloß mit den Schultern, und Fräulein fuhr fort: „Wann der Carlo Reimar auch hundertmal ein großer Künstler ist — a Roll'n wie die vom Leutnant Peter in der „Wahlgeliebte“ kann er halt nimmer spielen. Dazu ist er einfach a alt.“

„Ja, bitt' Sie!“ erschraken blühte der Direktor nach allen Seiten. Wenn das jemand hörte und dem äußerlich empfindlichen Sänger hinterbrachte! „Aber ich bitt' Sie, der Reimar ist doch ein Mann in den besten Jahren, im allerbesten Mannesalter!“ „Aber, lieber Fräulein“, wieder schaute sich der Direktor vorsichtig um, „unser herrlicher, göttlicher Meister hat doch kein Bändchen. Er hat halt eine — hm, hm — — — sehr feine Figur. Man kann's ja schließlich auch ein ganz klein wenig, ganz klein, als Embodiment nennen. Aber wenn man ihm ein bißchen Maßgabe oder entsprechende Kleidung empfehlen will.“

„Stell's ihn doch in a Tanzpaar-Korsett! Vielleicht kriegt er dann a Weibchen!“ „Spöttelst du der feine Herr.“ „Und tust und gut — wir lassen uns unsern Leutnant Peter net a so verjungen. Gell Peter?“ „Ja, bitt' Sie.“ „Was soll's aber denn machen?“ seufzte Dr. Hebenberg. „Man müßt' höchstens die Roll'n in a Oberleutnantsroll'n umwandeln. Das ging dann vielleicht eher. Wenn Sie, lieber Fräulein, die kleinen Veränderungen vornehmen wollen.“ „Der Zeitrichter nicht, aber Paulitschke erlaubte sich beizugehen: „Und mei Musik — was is's mit der?“ „Von der bleibt natürlich jede Not.“ „No, alsdann — dann is's recht. Nachher is's mit mir.“ „Ob der Reimar die Partie in der Leutnants- oder Oberleutnantsuniform singt“, erklärte der feine Herr beifriedig. „Aber so wurde endgültig beschlossen, den großen Tenor als Oberleutnant über die weltbedeutenden Breiten wandeln zu lassen.“

Nach der neuen Probe zu der Operette „Wahlgeliebte“ aber wiederholte sich haargenau dieselbe Sache: Die drei Herren standen vor dem Bühnenaussgang des Rudolfs-theaters und saßen spitzbühnend hinter dem prächtigen Apfel-schimmelgepans des großen Carlo Reimar her. Es endlich der feine Herr die erlösenden Worte sprach: „Gewisslich war's, ganz a'ausstich! Der Reimar ist als Oberleutnant grad' so umwandelbar wie als Leutnant. Da bist halt all's nix, wir müßen ihn zum Hauptmann aufrücken lassen.“

Als jedoch die übernächste Probe, die Carlo Reimar nach neuerlicher Beförderung bereits als würdiger Major mit-machen mußte, beendet hatte, saßen Dr. Hebenberg, Fräulein und Herr Paulitschke erst recht ratlos im Zimmer des Direktors beisammen.

„Es geht net — 's geht net!“ seufzte Gustl Fräulein aus den Tiefen eines Schniefes hervor. „'s Publikum pfeift uns ja alle mitanand' aus. Und erst die Kritik — ja mei!“ „Weiterbeförderung, weiterbeförderung!“ brummte der feine Herr. „Aber das geht doch nimmer“, jammerte der Direktor. „Aber was — a' fächer lüftiger alter Oberst ist allweil no glaubwürdiger als a Major oder gar a Leutnant, der was.“

„Ja bitt' Sie, find's a' stand!“ unterbrach der Direktor, und Fräulein meinte: „Machen wir die Schlichte radikal! Am Ende langt der Oberst noch net, und schließlich brauchen wir ja b' Rat! Wir müßen net a' anzu anzuhalten. Also machts den großen Reimar nur gell zum General!“ — „Aa tut der nimmer mit. Er war schon der der Beförderung zum Major recht unangenehm“, entgegnete Dr. Hebenberg. „Aber dann machmen sich die Drei doch einen Rat und führen nach der Wohnung des großen Tenors.“

Der Wohnung aller Frauen empfing seine Gäste in materlicher Note auf dem Tüppchen liegend und lagte mit matter Stimme über Migräne. Er wurde aber bald sehr lebhaft und vergaß gänzlich alle Feld-Verden, als ihm Dr. Hebenberg möglichst vorsichtig den Grund des Besuchs mitteilte. Feuerlich erklärte der Sänger, daß er als Mann in den besten Jahren niemals daran denke, einen alten General zu mimen, und daß er vielmehr Wien sofort mit dem nächsten Zuge verlassen werde. Alle Ueberredungskünste halfen nichts, und schon schien das Schicksal der Operettennovität „Wahlgeliebte“ endgültig besiegelt zu sein. Da kam dem feinen Herrn plötzlich ein rettender Einfall: „Wissen S', lieber Meister, ich will Ihnen halt im Vertrauen den tiefsten Grund sagen, weswegen Sie net als Major auftreten sollen: A Major, das is halt so a'bedeutliche Charg'n, hm, an der berühmten Majors-eden ischtern bekanntlich die meisten militärischen Laufbahnen, und da könn' halt so a' Roll'n in a'ner neuen Operetten von feiner guten Vorbereitung sein.“

Carlo Reimar, abergläubisch wie alle Bühnenkünstler, starrte Dr. Hebenberg an und sagte: „Und überhaupt, Meister, für einen Generalissimus der Tenore wie Sie is nur a Generalissimus die einzig richtige und angemessene.“

„Enten S' nur an die glänzende Uniform, Meister“, beschwor Gustl Fräulein, „wie Ihnen die stehen wird! Alle Ihre Orden können S' anlegen, und die S' noch net haben, die liefern wir Ihnen, auch S' Goldene Kette.“

„Wenn auch nur von Meß, schon ist's doch!“ räumte der unüberwindliche feine Herr im Hintergrunde. Carlo Reimar aber hatte es glücklicherweise nicht gehört, zeigte gleichwohl lächelnd seine prachtvollen, von allen weiblichen Wesen zwischen 16 und 80 Jahren heiß bewunderten Zähne, versprach, sich die Sache überlegen zu wollen, und damit war das Spiel gewonnen.

Die Flagge Blau-Weiß

Erzählung von Georg Herbat

Es ist mit den Farben dieser Flagge, historisch gesehen, genau keine Wichtigkeit hat, vermag ich leider nicht zu sagen. Denn daß sie einmal über die Meere getragen wurde, ist schon lange, lange her. Zur Zeit des Großen Kurfürsten war es, da hatte das Land, dem sie gehörte, Kurland, das zwischen Ostpreußen und Litauen, einem sehr, sehr reichen deutschen Herzog und seinem Reich die dazwischenliegenden Provinzen, und die Deutschen, die dort verblieben, wurden oft von einem großen, hehren, neuen Feuer getrieben. Polnische Leute kamen allerdings: sie hatten von dem Kaiser weg; aber es ist sicher nicht sehr schön von ihnen.

Da geschah es, daß nach Jahrhunderten sie wieder einmal aufgezogen wurde. Und zwar wurde sie nicht über ein neuverkauftes Herzogtum, auch über Meere wurde sie nicht mehr getragen, nein, aber drüben, in einer weitverlorenen Welt in Sibirien, wurde sie aufgezogen. Und der aufzog, war mein Freund Gotthold Merkel, der unentwegte Kurländer.

Er war Friedensrichter. Mißgünstige Vorgesetzte hatten ihn ein ganzes Leben lang in Sibirien antreiben lassen. Jetzt war er ein großer Jäger gewesen. Dann, unter mongolischen, buddhistischen Völkern, hatte die Lehre von der Seelenwanderung es ihm angetan, und er konnte kein Tier mehr töten.

Der Krieg kam. Es schmerzte ihn tief, Völkern gegen Deutsche kämpfen zu sehen. Aber er berührte ihn sonst wenig, er machte kein Netz am Jenseitigen und noch weniger von Männern. Die Revolution brach aus. Es floß kein Blut in dem Rast am Jenseitigen, und die Panzer brachten ihre Streifen weiter vor ihn, denn er war als gerecht bekannt und sehr beliebt.

Dann rief der Bürgerkrieg über das unendliche Gebiet. Zwar zogen die Kämpfe nur an den Eisenbahnen und großen Straßen entlang, aber von ihrem Schrecken hörte man in dem Rast genug.

Da riefte ein Entschluß in Gotthold Merkel hoch. Ein Entschluß, bis jetzt und doch von einem großen Gedanken vertrieben. Er dachte daran, wie vor etwa 30 Jahren der Herzog Jakob von Kurland Schiffe unter blau-weißer Flagge nach den weitestgehenden Inseln geschickt hatte und dort Kolonien erwarb. Und Gotthold Merkel operierte ein großes, riesiges Stück der so kostbar gewordenen Leinwand, und am Morgen, als die Bewohner des kleinen Nestes über den angepflanzten Marktplatz gingen, da knatterte vom Hause Gotthold Merks eine große blau-weiße Flagge. — Menschen sammelten sich an: die wenigen Krümer des Ortes, Waldhauern, Fischer, schließlich ließen auch die Frauen und Kinder zu, und das blau-weiße Flaggenwunder anzusehen.

Als nun genügend Volk beisammen war, trat Gotthold Merkel aus der Tür, begleitet von drei deutschen Kriegsgesangenen, die ein Schicksal hierher verschlagen hatte und aus denen er nur seine kurländische Garde gebildet hatte. Ein großes Stück Papier hielt er in seiner Hand wie eine Urkunde.

„Gut, Väterchen!“ — Was bedeutet denn das?“ rief man ihm fragend und lachend zu. — Gotthold Merkel hob die Hand zum Haken, daß er zu sprechen wünsche. Der laute Frühjahrswind fuhr durch sein volles, graues Haar und zerrie leicht an seinem langen, schlohweißen Schurz. Aber wie konnte man wissen, was so ein verräterischer Deutscher im Schilde führt? Wer konnte wissen, wo er den Himmerlalt

seine großen, dunkel-blauen Augen in dem Feuer kindlich-echter Begeisterung: „Liebe Kinder!“ rief er laut, „was soll uns all das Kurwurstige rings um uns her? Was soll es uns, daß der Nachbar seinen Nachbarn aufricht und die Kinder ihren Eltern fortlaufen? Was sollen uns jetzt, nach dem unser Jar nicht mehr ist, die Weizen, die Acker, die Fische, die Japaner und endlich die Gärten? Wir wollen in Frieden leben. Wir wollen arbeiten und unsere Kinder erhalten. Und da ist ein Land, dem wir uns anschließen können, das uns Frieden geben wird.“ — Dann erzählte Gotthold Merkel seinen Zuhörern von dem schönen Kurland, von dem er vernommen hatte, daß es sich wieder zum selbständigen Herzogtum erklären habe.

Was wußten allerdings die Waldhauern und Fischer am Jenseitigen von der geliebten Heimat Gotthold Merks? Staunend waren von ihnen künftigen Lesen und Schreiben. Aber ihnen war alles recht, wenn man sie nur in Ruhe ließ. Und so war es ihnen auch recht, als Gotthold Merkel schließlich rief: „... und so erkläre ich in Gottes und meines allergnädigsten Herzogs Namen den Kreis Nikolstoj zur Provinz des Herzogtums Kurland.“

Die Leute nickten. Denn das kindlich-begeisterte Feuer in dem Gesicht Gotthold Merks hatte es ihnen angetan. Und dann rief er in deutscher Sprache: „Sie gut kurländisch allewege...“ Die drei deutschen Kriegsgesangenen riefen: „Kurta...“ und die russischen Bauern das Wort verstanden, riefen sie auch: „... urahhh... urahhh!“ und warfen ihre Mützen in die Luft.

So hatte nun über Nacht das Großkurland zwischen Riga und Memel eine Provinz, reich an unerschöpflichen Waldflächen und um vieles, vieles größer als es selbst. Nur daß diese Provinz in Sibirien war.

Der Alltag lief. Gotthold Merkel richtete, was zu richten war. Zur Hilfe hatte er sich einen zehnköpfigen Rat bestellt, der bald ihm regierte. Ein paar rassistische Schreier, die es ja überall gibt, wurden tot und umant zur Ruhe gebracht, und die Provinz Kur-Kurland ließ sich kolonialpolitisch durch die schweren Wöde der Zeit.

Nun ist es ja bekannt, daß die Völkswissenschaften ihre Herrschaft schließlich über ganz Sibirien ausbreiteten. Und a.s. sie seit im Mittel Osten, da entnahmen sie sich auch den Deutschen, der da am Mittel Osten des Jenseitigen eine Herrschaft aufgerichtet hatte. Und da sie den verräterischen Deutschen alles zurufen, riefen sie in Straßensprache erst mal einen Fuß-dampfer aus, luden 200 Moskauisten darauf, dazu zwei Tausend Maschinengewehre und zwei Kanonen. Diese Macht mußte nun stromabwärts, um dem lieben alten Gotthold Merkel seine uralte, neue Provinz zu entreißen. Und eines Morgens, als Gotthold Merkel gerade zwischen zwei Bauern und ihren sich ansehenden Weibern Frieden zu stiften suchte, da meldete man ihm, daß eine große rote Armee sich oberhalb des Dries anschiefe. Traurig sah Gotthold Merkel seine dreißigköpfige kurländische Garde an. — Wie, durfte er das Leben dieser drei Menschen gegen eine solche Uebermacht auf's Spiel setzen? — Und er beschloß abzuwarten. Unterdessen rüdte die rote Armee gegen Nikolstoj vor. So recht vorsichtig. Es war ja alles ruhig. Wie ausgeföhren schien der kleine Ort mit seinen paar hundert Holzhauschen. Aber wie konnte man wissen, was so ein verräterischer Deutscher im Schilde führt? Wer konnte wissen, wo er den Himmerlalt

aufgebaut hatte? — Aber wie es so kommen mußte, stand dann schließlich der Führer der 200 Moskauisten mit einem hohem Revolver vor Gotthold Merkel in dessen Gerichtssammer. Gotthold Merkel sah da, würdig wie ein römischer Senator vor den Barbaren. Seine wunderschönen blauen Augen richtete er furchtlos voll auf den roten Führer, dann sagte er: „... bist du ein Räuber oder der Führer einer Armee? — Nimm dein Schwert fort, denn es könnte Unheil anrichten. Du stehst vor dem Statthalter Neu-Kurlands. Kennst du denn eigentlich Kurland, das mächtige Herzogtum an der Ostsee...?“

Nein, das kannte der rote Führer nicht, denn er war bis vor nicht langer Zeit einfacher Schmied gewesen. Aber es war froh, daß alles bisher so glatt gegangen, und ließ sich von Gotthold Merkel von dessen mächtigem Herzogtum erzählen. Auch war es ihm durchaus recht, als Gotthold Merkel erklärte, der erdrückenden Uebermacht weichen zu müssen, aber freien, ehrenvollen Abzug und Geleit nach Kurland für sich und seine Garde müsse er haben. Er hätte ja den Allen niederknallen können. Aber er sah ja ehrwürdige Gebirge aus, und dann war er ein Deutscher... —

Und am nächsten Morgen, es war ein schöner Sonntag, stand vor dem Hause Gotthold Merks auf dem Markt ausgerüstet die Armee der Zweihundert. Die Soldaten waren sehr vergnügt, daß es bisher keinen Krieg in der Gegend gegeben hatte, und die zusammengekauften Bewohner des Dorfes waren neugierig erregt, was es wieder zu sehen gab. Und die Göttergötter Gotthold Merks, sein Volk nicht genügend verteidigt zu haben, wurden geringer und geringer, als er sah, wie schnell sie sich mit den Eroberern verbrüderten.

Dann erscholl das Kommando: „Enmoro — Stillgestanden!“ — Die Trommel wirkte. Der rote Führer salutierte, Gotthold Merkel sog die Mähe und mit feuchten Augen sah er seine geliebte blau-weiße Flagge Kurlands sich heben. Sein schöner Traum Neu-Kurlands war ausgeträumt. —

Das erschien nun alles ein wenig drollig in dem welt-fernen, sibirischen Nest am Jenseitigen. Aber es war nun einmal schon so. Es war auch besser, daß Gotthold Merkel es so gemacht hatte, denn bei ähnlichen Gelegenheiten floß Blut.

Und am Nachmittag stand ein kleines Gefährt vor dem Hause Gotthold Merks. Sein mageres Gesicht wurde darauf geladen. Er wollte nichts weiter mitnehmen aus seinem Kurland. Er wollte ein Garibaldi sein und kein Cortes. Es wurde aber ein langer Zug, der ihn zum Dampfer begleitete: weinende Frauen, ernte, bärtige Bauern und Fischer.

Die neuen Nachbarn in Straßensprache klangen nicht wenig, als sie das feine, zarte Altherren-Gesicht mit dem langen, schlohweißen Schurz und den großen, vertrauten blauen Augen Gotthold Merks sahen. Sie hatten dahinter einen ganz gefährlichen, durchdringenden Geistesvermutet. Aber sie hielten das Versprechen des freien Geistes und so kam Gotthold Merkel mit seiner dreißigköpfigen Garde nach jahrzehntelanger Abwesenheit wieder zurück nach seinem geliebten Großkurland zwischen Riga und Memel. Aber da wehten keine blau-weißen Fahnen, da herrschte kein selbständiger kurischer Herr als Herzog, da war alles so anders, so fremd geworden, so himmelweit entfernt von seiner Sehnsucht, von seinen Träumen, und darüber kam er innerlich eigentlich niemals hinweg.

Am Abend der Uraufführung der „Wahlgeliebte“ hatte Carlo Reimar als General Peter einen Bombenerfolg. Die Bühne veränderte sich unter Vorberückung und Blumen-gebunden, seine sämtlichen Verehrerinnen erklärten Carlo Reimar einstimmig für den jüngsten, herrlichsten, entzückendsten, wunderbarsten General aller europäischen und außer-europäischen Heere, und der große Tenor strahlte vor Begeisterung. Er umarmte den Direktor, erklärte, daß mit der Generalrolle eine prächtige Idee gewesen sei, und eilte dann jugendlich befehlend in seine Garderobe. Dr. Hebenberg aber wuschte sich mit seinem seidenen Taschentuch über die Stirn und brummte: „Wo, dem Himmel sei Dank! Aber wenn's bei allen Beförderungen so schwer ging, dann war unter t. u. t. Generalstab schon lang ausgetrieben.“

Seltene Begegnung.

Dem Leben nachzusehen von Heinz Vollbracht. 1914. Monte Carlo. Damals noch das Paradies der Sorglosen, die nichts anderes zu tun haben, als 'ich die Zeit möglichst angenehm zu verbringen.

Zu ihnen gehörte auch der Graf Julowsky. Hauptmann beim russischen zweiten Grenadierregiment, hatte er sich drei Jahre Auslandsurlaub lassen, weil er... nun weil er sein Leben genießen wollte, genießen auf seine Art. Erholungsurlaub nannte er es. Die Kameraden lachten: Ja, Erholungsurlaub nach seinem Geschmack. Erholungsurlaub vor der Eintönigkeit des russischen Garnisonlebens. Erholungsurlaub von der Ehe.

Denn das wußte jeder im zweiten Grenadierregiment, daß die Julowskys nicht zu einander paßten. Eine Vermählung war es gewesen, wie sie im Buche stand. Die Grafen Julowskys hatten alles verpielt und verbrannt. Und der Hauptmann mit einem Berg von Schulden mußte dem Schicksal dankbar sein, daß ihn zum Schwiegerjohn des Großgrundbesitzers Feodor Baklund und zum Gatten der reiglosen Tatjana Feodorowna machte.

Diesen Dank glaubte er durch zwei Jahre langes Aus-harren an der Seite der ihm gleichgültigen Frau abzutragen zu haben. Und nun wollte er etwas vom Leben haben, wie er es nannte, nun wollte er wissen, wozu sein Schwiegervater 40 000 Morgen Land und Millionen von Rubeln besaß. Er hatte gehofft, Tatjana Feodorowna würde sich überreden lassen und zu Hause bleiben. Sie tat ja sonst alles, was er wollte. Doch die Frau ließ sich auf unerwarteten Widerstand, und so war die Frau jetzt 'et ihm in Monte Carlo.

Aber sie störte ihn nicht weiter. Sie hatte ihren Willen einmal durchgesetzt, und nun war sie zufrieden. Nun wollte sie dem Vergnügen des Mannes, den sie abgöttisch liebte, kein Hindernis in den Weg stellen. Er sollte sein Leben auskosten, denn wenn der Fremdenbezug beginnen würde, schal und bitter zu schmecken, fand er sicher wieder den Weg zu ihr zurück. Deshalb war sie auch mit ihm gereist, um gleich bei ihm zu sein, wenn er sie brauchte.

Es schien lange zu dauern, bis Michael Julowsky die Feinden Monte Carlos ausgesoffet haben würde. Er war täglich Gast im Kasino und verpflegte an einem Abend zehn-tausende. Tatjana ließ ihn anfangs gewahren, gab ihm stets wieder neue Summen. Sie hoffte, die Vermählung und der Ekel vor seinem eigenen Treiben würden ihn endlich bekehren.

Sie irrte sich. Er kam nur zu ihr, wenn er Geld haben wollte, um seine Schulden zu zahlen, um von neuem spielen zu können. Deshalb machte sie ihm eines Tages Vorhaltungen, deshalb wollte sie endlich feil sein und ihn nichts mehr geben.

Ein Aufreiß war seine Antwort. Tatjana erschrak vor dem Tier, das plötzlich hinter der Maske des Weltmannes auf-tauchte, und in ihrer Verblüffung vergaß sie, daß sie standhaft bleiben wollte. Sie war verblüfft, hatte nur den Wunsch, den Mann zu beruhigen, und gab ihm neues Geld.

Da wurde er liebenswürdig wie immer, küßte ihr zum Abschied die Hand und sagte: „Heute will ich zum letzten Mal spielen, Tatjana, nur heute noch.“

Michael Julowsky hielt sein Wort. Er spielte in Monte Carlo nicht wieder. Nur dieses eine Mal noch, und er gewann ein Vermögen. Ein Vermögen, so groß, daß er nicht zu Tatjana Feodorowna zurück zu kehren brauchte, sondern mit der französischen Tänzerin, die während des Spiels hinter seinem Tisch stand und das Glück zu bannen schien, über die italienische Grenze fahren konnte. Zerstört dort drüben ging die Spur der beiden verloren. —

Achtzehn Jahre später im Kasino zu Nizza. Gastspiel der Komischen Oper aus Paris. Ein Dutzend Bogenlampen bade den Massen-Platz in Licht. Wagen um Wagen fuhr vor dem Portal auf. Ein stämmiger kleiner Mann, dem der schwarze Mantel nicht recht stehen will, hilft einer Dame aus dem Wagen. Seine Bewegungen sind ein wenig ungelent. Er ist wohl kein Mann von Welt. Er paßt auch nicht recht zu seiner Begleiterin, und den beiden fliegen von allen Seiten neugierige Blicke nach.

Jedermann hier an der Riviera kennt das Paar. Sie war einst eine Gräfin Julowsky, und das Gerücht will wissen, ihr Mann sei ihr einst davongelaufen. Und nun ist sie die Frau des amerikanischen Schnürleinenkönigs Sumplins, und es geht ihr gut.

Aber von allen Leuten, die sie um ihren Reichtum beneiden, weiß niemand, wie es wirklich um sie steht. Nachdem ihr Mann in Italien drüben untergetaucht war, wartete sie Jahre lang, hoffte sie, er würde doch zurückkehren. Sie wußte nicht, ob er im Kriege war. Sie wußte überhaupt nichts. Aber sie gab die Hoffnung nicht auf, nicht um ihrer Willen, sondern um des Kindes willen, das nach Michael Julowskys Tode gekommen war.

Jahre vergingen. Tatjana Feodorownas Vater war den Völkswissenschaften zum Opfer gefallen. Sie hatten sein Vermögen, seinen Besitz beschlagnahmt, und die Gräfin Julowsky sah als Bettlerin mit ihrem hungernden Kinde inmitten der Sorg-losigkeit Monte Carlos.

Da hatte sie in ihrer Verzweiflung die Hand ergriffen, die sich ihr und dem Kind zur Rettung bot. Sie hatte die Frau des Amerikaners gewonnen, nachdem man Michael Julowsky für tot erklärt hatte. Und nun lebte sie seit acht Jahren an der Seite dieses Mannes, der wohl ihrem Kind ein guter Vater geworden war, doch ihr im Wesen immer fremd blieb. Aber es genügte ihr, daß sie die Zukunft ihres Kindes gesichert sah... —

Tatjana Feodorowna Sumplins überlegte den Gast an einen halben Kopf, als sie einen Schritt hinter ihm in dasoyer trat. Nichts reichte sie einem der Garderobediener den Mantel. Die Hand des Mannes streifte dabei ihren Arm.

Es war nur eine flüchtige, von beiden Seiten nicht be-absichtigte Berührung. Und doch wirkte sie wie ein Schlag. Denn beide Menschen sahen auf, Frau Sumplins und der

Garderobediener, und im nächsten Augenblick erkannten sie einander: Mann und Frau!

Laufend Gedanken und Regungen schossen Tatjana Feodorowna durch den Kopf. Sie fühlte, wie das Wort ihr schon auf den Lippen lag: „Michael Alexandrowitsch!“ Sie glaubte, den triumphierenden Klang schon zu hören: „Du bist zurück-gekehrt! Du bist zurückgekehrt!“ Sie wollte ihm die Hände entgegenstrecken.

Doch sie rührte sich nicht. Denn sie sah plötzlich ihr Kind, die Ziegehnährige, der das Leben offen stand. Ihr Kind, das diesen Vater dort in der Operettenuniform des Garderobediener nicht kannte. Und sie blieb stumm.

Sie nestelte nur die Handtasche auf, griff wahllos, ver-schloß in ein Bündel Schiene hinein, drückte sie dem Gar-derobediener, der einst der Graf Michael Alexandrowitsch Julowsky gewesen war, in die Hand und wandte sich wortlos.

Sie hörte noch, wie ein ungeduldiger Theatergast schalt: „Garderobediener, beeilen Sie sich und halten Sie ihre Wäulaffen feil!“ — Was ging das die Frau des Millionärs Sumplins an?

Der Musterknabe.

Skizze von Georg Wagners.

Da mehrere Damen bei einer Tasse Kaffee einander gegenüber saßen, so drehte sich das Gespräch um die lieben W-menchen: „Na, und denken Sie nur, grenzenlos ungezogene Kinder haben Fuhrmanns auch!“

„Natürlich“, fing die Dame des Hauses den Spielball, der ihr da freundlich zugeworfen wurde, lachend auf, „natu-lich haben Fuhrmanns ungezogene Kinder. Das ist auch der- selbe Eltern gar nicht anders zu erwarten. Wir können ja von uns aus in Fuhrmanns Garten leben, und dann liegt der Vater im Sommer auf dem Rasen, im Winter im Schnee, balzt sich mit den Jungen, läßt sich frustieren und stoßen, und das nennt sich dann Erziehung. Na, und denken Sie nur: Kürzlich wirt ein Alcester bei uns in der Waschlüche das Fenster ein, und mein Mann geht hinüber, beschwert sich. Und was meinen Sie, was dieser Fuhrmann da getan hat? Gelacht! Und gelacht: Ach, Herr Süßkind, wir beide haben früher auch einmal Fensterbretter eingemoren.“

Da der Kaffee gut und der Kuchen in genügenden Mengen vorhanden war, spendeten die Damen der Gastgeberin ob ihrer klugen Rede begeisterten Beifall. Immerhin schien es der Frau Süßkind, als blänge aus dem Vob der einen ober andern ein geringer Zweifel an der vorzüglichen Erziehung ihres Karl. So entschuldigte sie sich für einen Augenblick.

Kurz darauf kehrte sie in Begleitung ihres geliebten Musterknaben zurück. Der sah aus, als wäre er eben aus der Akademie gekommen und neu eingekleidet worden. Höflich gab er jeder der Damen die Hand und machte dazu eine Ver-beugung. Es klappte alles wie am Schnürchen.

Die Mutter strahlte. — Drei Tage später hatte Frau Süßkind allen Grund, über die Schlechtigkeit dieser Fuhrmannskinder empört zu sein. War da ihr Junge meins nach Hause gekommen. Erst wollte er nicht recht mit der Sprache heraus. Dann kam es doch: „Hörweil aus seiner Brust: Die beiden Fuhrmannsbe-gegnung.“

hatte er auf der Straße getroffen, wie immer mit ver-
schrammten Gesichtern und schmutzigen Knieen. Erst waren sie
grünlich, dann gelblich, dann endlich schwarz. Mutterlind!

Frau Sühndin kostete es Mühe, ihren Karl zu beruhigen.
Ihren Erfolg in dieser Hinsicht glaubte sie neben der guten
Erziehung dem Umstand zuschreiben zu müssen, daß sie dem
Kind versprochen hatte, der Vater würde dieses Mal eine ganz
exemplarische Bestrafung der Fährmannszünge fordern.

Der Erfolg dieser Preisprache zwischen den Herren Sühndin
und Fährmann war freilich nicht ganz den mütterlichen
Erwartungen entsprechend. Die beiden Bengel erhielten vom
Vater eine gefällige Ohrfeige, doch die Begleitworte empfanden
Herrn Sühndin: „Jungens, laßt mir in Zukunft diesen armen
Karl in Ruhe. Der kann doch nichts dafür, daß er so brav ist.“

Am nächsten Tage hatten Sühndins über einem unlag-
baren Kummer diese Beleidigung hinweg vergessen, daß sie
angstbehaftet die ärztliche Kunst ihres Freundes Fährmann für
ihren Karl in Anspruch nahmen. Der arme Junge war
bitterlich weinend nach Hause gekommen, hatte an allen
Gliedern gezittert und kein Wort herausbringen können. Nun
lag er fiebernd im Bett und vergaß das Gesicht in den Kissen.

Doktor Fährmann kam. Karl wachte offensichtlich nicht.
Ob er vor dem Arzt schlief oder ob er sich hilflos an
ihm klammerte, sein Gesicht war hochrot, gleich darauf
wurde es wieder weiß wie die Wand. Das Kind quälte
sich mit irgend etwas ab, und der Arzt sah, der Junge war
nicht krank am Körper, sondern ein großes Erlebnis mußte
das kleine Herz erschüttert, alles in ihm aufgewühlt haben.

Da sagte Doktor Fährmann kurz zu den Eltern: „Ich
muß Sie beide bitten, uns ein paar Minuten allein zu lassen.
Das Kind scheint sich, in Ihrer Gegenwart offen zu sein.“
Tief gekränkt verließen Sühndins das Zimmer.

Der Arzt setzte sich auf den Bettrand und nahm die heißen
Hände des Jungen zwischen seine Finger: „Nun sag mir doch,
was Du erlebt hast!“

Da kam es langsam erst, dann sprudelnd, überhastet aus
dem Jungen heraus: „Ja, Sie hatten ihn wieder geprügelt, wieder
einen Mißbrauch gemacht. Und da war plötzlich etwas
über ihn gekommen, das er nicht ausdrücken konnte. Da hatte
ein Stein gefallen und geschrien: „Rach mich doch! Schmeiß
mich doch ins nächste Fenster! Sei endlich einmal ungezogen!“
Er konnte dem Stein und der Stimme nicht widerstehen, und
dann war das Fenster zerplatzt. Da hatten die Jungen
„Donnerwetter!“ gesagt.

Das Gesicht des Kindes glühte. Doch dann sank der
Junge wieder in sich zusammen. Denn der Hausbesitzer war
gekommen: „Na Büschchen, freu Dich, wenn Du morgen in
die Schule kommst!“ Und nun fürchtete sich das Kind vor
diesem Morgen und noch mehr vor den Eltern.

Der Preispaß war furchtbar. Ein Weintramp schüt-
telte den Jungen: „Ich will doch auch mal sein wie andere
Kinder, mich schmutzig machen können, mich mit anderen
schlagen. Aber ich darf es nicht. Ich muß immer brav sein.“
„Mein“, sagte der Arzt, „nein, Du mußt nicht. Du kannst
so ungezogen sein, wie Du Lust hast. Du glaubst es nicht?
So erzähl mir Dein Leben selbst!“

Herr Sühndin machte nebenan im Zimmer ein verdüßtes
Gesicht, als der unangenehme Nachbar ihn am Rockknopf fah-
te: „Mein Lieber, wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Junge seelisch
und körperlich zu Grunde geht, dann bringen Sie ihm ein
halbes Duzend Weingläser und sagen Sie ihm: ...“

Ihrer das, was er sagen sollte. Schüttelte Herr Sühndin
den Kopf. Doch er gehörte ohne Widerspruch: „Karl, Karl
Du darfst all die Gläser da zerbrechen.“

Der Junge starrte ihn an: „Ich darf? Ich darf un-
gezogen sein? Sag doch, Vater!“ Die unangenehme
Kamradenschaft, die Herrn Sühndins in diesem Augen-
blick mit Doktor Fährmanns Stiefelsohn machte, ver-
anlaßte den Vater zu einem: „Ja, Du darfst ungezogen sein.“

Da fiel ihm das Kind um den Hals: „Papa, danke!
Papa, ich brauche kein Mißbrauch mehr zu sein, dann mich
schmutzig machen. Aber mußt Du das, Vater? Jetzt habe
ich gar keine Lust mehr dazu, die Gläser kaputt zu machen.“

Doch plötzlich kam ein letztes Bedenken: „Und die Fenster-
scheibe?“ — „Erledigt“, sagte der Arzt und gab dem Jungen
die Hand. Es war wie ein Versprechen zwischen Männern.

Der unromantische Hanns.

Historische Skizze v. G. Göppert.

Die kleine Glode des Bistumsverfalls im Probstale
lähnte das Aue. Es war schon dunkel. Der schmale Streifen
des Himmels über dem Waldwinkel leuchtete von Sternen
wie das Stirnband einer Königin.

Um den Fichte des Klosters, an die der Wald dicht
heranwuchs, kniete eine Frau. Sie hob ihr schmales, blaßes
Gesicht den Sternen zu, hielt die Hände vor der Brust gefaltet
und betete. Als sie an die Stelle kam: „... et dimittite nobis
debita nostra... sicut et nos... dimittimus...“ Da ließen
ein paar Tränen über die Wangen der Einsamen. Sie neigte
sich, nahm mit jähem Griff ein Bündlein von der Erde, stand
auf und ging hinüber zur Klosterpforte.

An dem breiten Türrahmen hing ein Strich. Lang und
los. „Jagst du daran, dann begann in der Halle eine Schelle
zu plärrern. An diesen Strich band die Frau das Bündel, hielt
es eine Weile noch mit der Linken an die Brust gedrückt,
meigte sich tief darüber, bezeugte es mit dem Reichen des
heiligen Kreuzes und ließ es dann losgehen.“

Einmal nur schrie die Schelle in der Halle. Einmal
laut, einmal leise. Denn da der straffgespannte Strich in
der Lage hielt, lag der Klappel still und wehrlos in der Gloden-
schale.

Der Bruder Förtner kam. Er hob die Fingel in seiner
kräftigen Hand und schloß sie. Er zog sie ohne
Mühe herunter. Aber als er sie losließ, schnellte sie wieder
empor. „Wimm! Wam!“

Der Bruder Förtner hob den großmächtigen Riegel
beiseite und ging hinaus. Er stand da und betrachtete das
Bündel. Eine Weile verharrete er so. Die Sterne über dem
Waldwinkel leuchteten wie das Stirnband einer Königin.
Erde und Himmel schwiegen.

Aber auf einmal erhob sich ein feines Stimmlein aus
dem Bündel und wuchs und ward jäh. Da lächelte der
Bruder Förtner, löste das Bündel vom Schellenstrich und
trug's hinein.

Als es so weit war, tauchte der Kaplan Ernst den Knaben
in der Kapelle der Heiligen. Und weil der Bruder Förtner
Johannes das Kind gefunden hatte, aufgehängt am Schellen-
strich, so nannten sie es Hanns Genguff.

Was mußte wohl aus diesem Kinde werden?
Sie redeten viel davon. Sie hielten es für ein ungetes-
tes Reichen, das an einem Strich gehangen. An einem Strich!
Sie meinten, es müsse, so oder so, ein außerordentliches Schicksal
haben, da es gewöhnlich unter absonderlichen Umständen ge-
boren und unter eben solchen gefunden sei. So redeten sie.
Indessen wuchs der „romantische Knabe“ ganz un-
romantisch unter dem Gesinde der Heiligen heran. Er baute
sich mit den Stunden, er küßte die Schwestern, er schloß
Vogeleier wie ein Mädel und trug schwer an seinem Namen. Denn
als so gar keine Wunder geschahen um ihn her, da fingen
die andern Puden an, den Genguff zu toppen. Und weil der
sich nicht diente und fortließ, gab es Dreie nach Noten.

So gingen die Jahre hin. Aus dem Knaben wurde ein
Mann. Eines Tages zog er fort in die Welt. Er nahm weiter
nicht mit als den Schellenstrich, den er vom Bruder Förtner er-
betelt hatte. Und das Gesinde in Burg und Vorwerk steckte
die Köpfe zusammen. „Jetzt kriegt's ihn! An einem Strich
hat er gehangen, an einem Strich wird er hängen. Tja.“

Es war der 10. Mai, des heiligen Antonius Tag, anno
domini 1691.

Frühling um Beethoven

Skizze von Alfred Petto

Einmal streifte Beethoven durch den Wäldchen Wald.
Wie immer trug er in der Modische das arg mitgenommene
Notennotizbuch (Quartformat) und das Konversationsheft,
das ihm im Verein mit dem dicken Jammernotizbuch die
besseren Verständigung diente. Er hatte den lichtblauen Frack
mit den gelben Messingknöpfen, die blauen Pantalons, die
weiße Weste und Halsbinde an, war bunt, fröhlich und
schmetterlinghaft wie die Wespen und Gärten, die er durch-
zog. Draußen stand der Wald. Aus den Feldern brach das
Trillieren der Vögel. Er zog die Weste aus dem Ohren, der
Verdruß wurde mit einem Male schärfer, fast ganz deut-
lich. Die Brust schmerzte ihm fast vor Freude. Wie selten
hatte er solche Tage, an denen er besser war! Das waren
Feiertage, die er mit zitterndem Fiedel genoß. Leid, Miß-
trauen waren plötzlich vergessen. Wie ein Kind öffnete er
die Arme, schwenkte den großen Hut, brummte vor sich hin
und fürstete in den Wald hinein. Da war es still. Die
Blätter knisterten im Wind wie Seide. Die Bäume ragten
wie Säulen über ihn her. Ein Häher, der Polstist des Waldes,
flog auf und freiste seine Wälder in das schimmernde
Haus der Vögel: „Da, da, aufpassen, da kommt ein Mensch,
ein Mensch wie ein Unglück, schwenkt den Hut, die Haare
fliegen beständig, die Arme schwingen um seinen Körper, auf-
passen, habäda!“

Beethoven ließ einen verächtlichen Brummen aus.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

zusammen. Dann schrieb er sich beide Motive auf und ging
pfeifend in den Wald zurück. Das Lachen, das er jetzt er-
reichte, glich sich nicht dem in der Modische, das er jetzt er-
reichte, das ihm im Verein mit dem dicken Jammernotizbuch die
besseren Verständigung diente. Er hatte den lichtblauen Frack
mit den gelben Messingknöpfen, die blauen Pantalons, die
weiße Weste und Halsbinde an, war bunt, fröhlich und
schmetterlinghaft wie die Wespen und Gärten, die er durch-
zog. Draußen stand der Wald. Aus den Feldern brach das
Trillieren der Vögel. Er zog die Weste aus dem Ohren, der
Verdruß wurde mit einem Male schärfer, fast ganz deut-
lich. Die Brust schmerzte ihm fast vor Freude. Wie selten
hatte er solche Tage, an denen er besser war! Das waren
Feiertage, die er mit zitterndem Fiedel genoß. Leid, Miß-
trauen waren plötzlich vergessen. Wie ein Kind öffnete er
die Arme, schwenkte den großen Hut, brummte vor sich hin
und fürstete in den Wald hinein. Da war es still. Die
Blätter knisterten im Wind wie Seide. Die Bäume ragten
wie Säulen über ihn her. Ein Häher, der Polstist des Waldes,
flog auf und freiste seine Wälder in das schimmernde
Haus der Vögel: „Da, da, aufpassen, da kommt ein Mensch,
ein Mensch wie ein Unglück, schwenkt den Hut, die Haare
fliegen beständig, die Arme schwingen um seinen Körper, auf-
passen, habäda!“

Beethoven ließ einen verächtlichen Brummen aus.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren.
„Habäda!“ sagte er nach. „Das ist nun ein Gefäß Gottes
und frucht und frucht wie fruchtendes Holz. Pflanz dich,
Stämper, Stämper!“

Frühlingsgarten.

Nun wird der Spaten wieder blank.
Die braunen Schollen duften. Müden
Umarmen zitternd meinen Mund.
Wird mir die erste Amsia glücken?

Das Spatenwort lugt fest und frech
Auf meine neuen Liebesbeute.
Der Starmag flötet mutig-froh
Aus seinem Liebesalphabet.

Ein gelber Falter schaukelt schon
Allein durch milde Sonnenstrahlen.
Und selbst der alte Kater dort
Freut sich zu diesen Venzignalen.

Frig Morbis.

Der Ingenieur schlüpfte in den geräumigen Kamin-
schacht und zwangte sich von da, seine Begleiter dicht
hinter sich, in einen stollenartigen Seitengang, der in den
neuen Hauptabzugskanal für die Fabrikale mündete,
wo die Glühfingel in gebückter Haltung weiterstreuten
konnten. Das Getöse klang nur gedämpft von draußen
herin. Plötzlich empfanden sie einen kühlen Luftzug und
gewahrten hoch über sich in einem kleinen, kreisrunden
Himmelsausschnitt einen hell blinkenden Stern.

Aus unmittelbarer Gefahr befreit, beschloßen die Drei,
bei Tagesanbruch das noch stehende Baugerüst hinaufzu-
klettern und von der Spitze des Schornsteins nach Niet-
lungsmöglichkeiten auszuspähen. Dies geschah.

Bei den Angestreiften handelte es sich um einen starken
Trupp marodierender Soldateska, der nach Ansicht der
sich von einer der Krieg führenden Parteien getrennt
hatte, um auf eigene Faust Beute zu machen. Derzu-
lande keine ungewöhnliche Erscheinung bei den allge-
meinen Wirren!

Kugeln, die an ihren Köpfen vorbeischnitten, und
lautes Geschrei unterließen die Beobachter mit Schrecken
erkennen, daß sie entdeckt worden waren. Sie duckten
sich schnell.

„Jetzt scheinen sie Kriegsrat zu halten“, bemerkte
A, nachdem er wieder über den Mauerkranz der Esse zu
lugen gewagt hatte.

„Vielleicht schießen sie noch mit Kanonen nach uns“,
sagte Korn mit Galgenhumor. „Wachsthaft — da!“ rief
Tajus nach einigen Minuten.

Jede Vorsicht vergessend, blickten alle in der ange-
deuteten Richtung und mußten sich zu ihrer Bestürzung
daran überzeugen, daß ein außerhalb des Fabrikgeländes
in Deckung stehendes kleines Geschütz gegen den Schorn-
stein gerichtet wurde.

„Wir werden lebend kaum noch bis hinunter kom-
men, und wenn es uns gelingen sollte, fällt uns da unten
der Schornstein auf den Schädel. Hin aus können wir
nicht. Der noch nicht fertige Rauchleitungskanal endet
auf freiem, von den Wanditen zu übersehendem Felde.“

Trotzdem turnten die Belagerten mit aller ihnen
möglichen Geschwindigkeit die steilen Leitern hinab, ge-
wärtig, jede Sekunde von dem zusammenbrechenden
Mauerwerk zermalmt zu werden. Mit jagenden Pulsen
und zitternden Knien erreichten sie auch glücklich den
Boden.

„Ich spüre Rauch“, keuchte Tajus in diesem Augen-
blick, „und wo Rauch herkommt, kann auch ein Weg
sein.“

In der Tat gewahrten die Drei die von ihnen bisher
noch nicht beachtete Oefnung eines ziemlich großen
Hohles. Unvergänglich krochen die Ingenieure und ihr
chinesischer Lebensgefährte, platt auf dem Bauche
liegend, hinein. Gleichgültig erdbrachte der Abschuß der
Kanone. Der Geschlag hockte ihnen bei dem folgenden
beläuernden Strahlen, Brästen und Boltern. Wie sie
später sahen, war die Spitze der Esse fortgerissen worden.

Mit dem Wute der Verzweiflung quetschten sich die
Glühfingel in dem zum Glück nicht langen Rohr vor-
wärts, zerrissen sich Kleider und Haut und waren schließ-
lich in dem Verlangen, aus der beizenden, stickigen Luft
ins Freie zu gelangen, beinahe in einen unangenehmen
Kessel gefallen, der auf einer sonst fabrikähnlichen dien-
den Feuerstätte stand und in dem ein Suppenbrei bro-
delte. Ein daneben hockender Mann, anscheinend der
Koch der Bande, sperrte beim Anblick der unversehrten
aus dem kaminartigen Rauchfang kletternden Gestalten
den Mund so weit auf, daß sie gleich wieder dort hätten
hineinkriechen können.

Dieser Mann wurde der Retter der Verfolgten.
Gegen hohe Versprechungen ließ er sich herbei, die In-
genieure und den Dolmetscher vor seinen Kameraden zu
verbergen. Ein befreiender Vorstoß der Garnison der
Stadt gegen die Fabrik, dem Hauptstumpfen der Bau-
berfolgenden, brachte das Abenteuer einige Stunden später
zu einem guten Ende.

„Können Sie mir auf ein Brett herausgeben?“
Diese immerhin sonderbare Frage wird man wohl nur
in dem nordamerikanischen Städtchen Tenino hören und ver-
stehen, wo kürzlich zum ersten Male in der Geschichte der
Welt ein hölzernes Geld in Umlauf gesetzt wurde. Es
handelt sich um ein Kriemotgelb, auf das man sich an-
gewiesen sah, nachdem der Zusammenbruch der einzigen Bank
des Ortes dessen ganzes Wirtschaftsleben lahm zu legen
drohte. Das neue Geld wird von der Handelskammer
garantiert und gilt bis zu sechs Monaten nach der Wieder-
aufrichtung der zusammengebrochenen Bank. Die in Umlauf
befindliche Summe ist nicht gerade groß, sie beträgt nur 800
Dollar in Wertstufen von einem, einem halben und einem
viertel Dollar. Die eigenartigen Münzen bestanden aus zwei
ganz leichten, dünnen vierkantigen Fichtenholzscheiben mit einem
Malt Papier dazwischen. Fichtenholzscheiben bilden nämlich
eine Spezialität von Tenino, woraus sich die Wahl dieses
Stoffes für das Notgeld erklärt. Natürlich haben sich auch
bereits die Sammler auf diese Neuerung geworfen. Ein
„Brett“ im Teninowerte von 25 Cents notiert beispielsweise
bereits das Vierfache, und der Kurs dürfte noch steigen.

Dies hölzerne Notgeld ruft die Erinnerung an andere seltsame
Geldarten wach, so an das eiserne Geld, das während des
Krieges in Italien und Oesterreich in Umlauf war. Einige
Städte in Sachsen gaben damals Porzellan aus, andere
solches aus Zint. Das eigenartige war aber wohl das
„Notgeld“ eines Kaufmanns, der seinen Kunden beim Mangel
von Kleingeld — Bonifonmünzen als Gegenwert herausgab.

„Können Sie mir auf ein Brett herausgeben?“
Diese immerhin sonderbare Frage wird man wohl nur
in dem nordamerikanischen Städtchen Tenino hören und ver-
stehen, wo kürzlich zum ersten Male in der Geschichte der
Welt ein hölzernes Geld in Umlauf gesetzt wurde. Es
handelt sich um ein Kriemotgelb, auf das man sich an-
gewiesen sah, nachdem der Zusammenbruch der einzigen Bank
des Ortes dessen ganzes Wirtschaftsleben lahm zu legen
drohte. Das neue Geld wird von der Handelskammer
garantiert und gilt bis zu sechs Monaten nach der Wieder-
aufrichtung der zusammengebrochenen Bank. Die in Umlauf
befindliche Summe ist nicht gerade groß, sie beträgt nur 800
Dollar in Wertstufen von einem, einem halben und einem
viertel Dollar. Die eigenartigen Münzen bestanden aus zwei
ganz leichten, dünnen vierkantigen Fichtenholzscheiben mit einem
Malt Papier dazwischen. Fichtenholzscheiben bilden nämlich
eine Spezialität von Tenino, woraus sich die Wahl dieses
Stoffes für das Notgeld erklärt. Natürlich haben sich auch
bereits die Sammler auf diese Neuerung geworfen. Ein
„Brett“ im Teninowerte von 25 Cents notiert beispielsweise
bereits das Vierfache, und der Kurs dürfte noch steigen.

Dies hölzerne Notgeld ruft die Erinnerung an andere seltsame
Geldarten wach, so an das eiserne Geld, das während des
Krieges in Italien und Oesterreich in Umlauf war. Einige
Städte in Sachsen gaben damals Porzellan aus, andere
solches aus Zint. Das eigenartige war aber wohl das
„Notgeld“ eines Kaufmanns, der seinen Kunden beim Mangel
von Kleingeld — Bonifonmünzen als Gegenwert herausgab.

„Können Sie mir auf ein Brett herausgeben?“
Diese immerhin sonderbare Frage wird man wohl nur
in dem nordamerikanischen Städtchen Tenino hören und ver-
stehen, wo kürzlich zum ersten Male in der Geschichte der
Welt ein hölzernes Geld in Umlauf gesetzt wurde. Es
handelt sich um ein Kriemotgelb, auf das man sich an-
gewiesen sah, nachdem der Zusammenbruch der einzigen Bank
des Ortes dessen ganzes Wirtschaftsleben lahm zu legen
drohte. Das neue Geld wird von der Handelskammer
garantiert und gilt bis zu sechs Monaten nach der Wieder-
aufrichtung der zusammengebrochenen Bank. Die in Umlauf
befindliche Summe ist nicht gerade groß, sie beträgt nur 800
Dollar in Wertstufen von einem, einem halben und einem
viertel Dollar. Die eigenartigen Münzen bestanden aus zwei
ganz leichten, dünnen vierkantigen Fichtenholzscheiben mit einem
Malt Papier dazwischen. Fichtenholzscheiben bilden nämlich
eine Spezialität von Tenino, woraus sich die Wahl dieses
Stoffes für das Notgeld erklärt. Natürlich haben sich auch
bereits die Sammler auf diese Neuerung geworfen. Ein
„Brett“ im Teninowerte von 25 Cents notiert beispielsweise
bereits das Vierfache, und der Kurs dürfte noch steigen.

Dies hölzerne Notgeld ruft die Erinnerung an andere seltsame
Geldarten wach, so an das eiserne Geld, das während des
Krieges in Italien und Oesterreich in Umlauf war. Einige
Städte in Sachsen gaben damals Porzellan aus, andere
solches aus Zint. Das eigenartige war aber wohl das
„Notgeld“ eines Kaufmanns, der seinen Kunden beim Mangel
von Kleingeld — Bonifonmünzen als Gegenwert herausgab.

„Können Sie mir auf ein Brett herausgeben?“
Diese immerhin sonderbare Frage wird man wohl nur
in dem nordamerikanischen Städtchen Tenino hören und ver-
stehen, wo kürzlich zum ersten Male in der Geschichte der
Welt ein hölzernes Geld in Umlauf gesetzt wurde. Es
handelt sich um ein Kriemotgelb, auf das man sich an-
gewiesen sah, nachdem der Zusammenbruch der einzigen Bank
des Ortes dessen ganzes Wirtschaftsleben lahm zu legen
drohte. Das neue Geld wird von der Handelskammer
garantiert und gilt bis zu sechs Monaten nach der Wieder-
aufrichtung der zusammengebrochenen Bank. Die in Umlauf
befindliche Summe ist nicht gerade groß, sie beträgt nur 800
Dollar in Wertstufen von einem, einem halben und einem
viertel Dollar. Die eigenartigen Münzen bestanden aus zwei
ganz leichten, dünnen vierkantigen Fichtenholzscheiben mit einem
Malt Papier dazwischen. Fichtenholzscheiben bilden nämlich
eine Spezialität von Tenino, woraus sich die Wahl dieses
Stoffes für das Notgeld erklärt. Natürlich haben sich auch
bereits die Sammler auf diese Neuerung geworfen. Ein
„Brett“ im Teninowerte von 25 Cents notiert beispielsweise
bereits das Vierfache, und der Kurs dürfte noch steigen.